

Im Zirkus der Moral

Frank Wedekind

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Prolog

Brunnenplätchern am Wedekindplatz. Kleine Zeitsinsel aus alten Bäumen, nostalgischen Laternen und einem alten Papierwarengeschäft am ehemaligen Marktplatz. Von keinem Ort in Schwabing geht es direkter in die Vergangenheit. Hier beginnt die Marktstraße, wo der junge Thomas Mann 1898 wohnte. Und hier beginnt seit 1891 die Occamstraße, benannt nach dem englischen Philosophen Wilhelm von Ockham (1285–1347), der als Nominalist erstmals streng zwischen Denken und Glauben unterschied, so die moderne Philosophie mitbegründete und, vom Papst gebannt, 1329 nach München floh, wo er sich unter den Schutz des bayerischen Kaisers Ludwig IV. (1282–1347) stellte. Die Occamstraße mündet seit 1961 in den Artur-Kutscher-Platz, der an den ersten Professor für Theaterwissenschaft in München und langjährigen Freund Frank Wedekinds (1864–1918) erinnert. Artur Kutscher (1878–1960) gab zusammen mit Joachim Friedenthal Wedekinds Werke aus dem Nachlass heraus und schrieb dessen erste und bis heute umfassendste Biographie. Die Occamstraße mit ihren beiden Plätzen bildet so die Schwabinger Achse einer zeitunabhängigen Moderne.

Zur Einweihung des Wedekindplatzes 1959 meißelte der Bildhauer Ferdinand Filler eine auf einem Sockel sitzende weibliche Brunnenfigur – laut Tilly Wedekind eine griechische Nymphe – mit wallendem Haar, die sich mit einer Hand an die Stirn greift und mit der anderen eine Lyra hält, aus der ein dünner Wasserstrahl fällt. Nach den am Fuß der Stele über Wedekinds Unterschrift gerade noch lesbaren vier Verszeilen könnte hier aber auch Prinzessin Alma gemeint sein, die Tochter des Königs aus dem Wedekind-Stück *König Nicolo oder So ist das Leben* (1901, Uraufführung

München 1902). Als König und Prinzessin aus ihrem Land Umbrien vertrieben worden sind, müssen sie sich auf dem Jahrmarkt durchschlagen. Dort wird der König als Komiker engagiert. Alma bietet sich als jugendlicher Bajazzo an, steigt auf einen Felsen und declamiert:

*«Seltsam sind des Glückes
Launen, / Wie kein Hirn sie
noch ersann, / Daß ich meist
vor lauter Staunen / Lachen
nicht noch weinen kann! //
Aber freilich steht auf festen /
Füßen selbst der Himmel
kaum, / Drum schlägt auch
der Mensch am besten / Täglich
seinen Purzelbaum. //*

*Wem die Beine noch geschmeidig, / Noch die Arme schmiegsam
sind, / Den stimmt Unheil auch so freudig, / Daß er's innig lieb ge-
winnt!»*

Wer mag, kann in der Brunnenfigur und ihren Versen sogar eine Reminiszenz an die Loreley Heinrich Heines erkennen, dem Wedekind zum 50. Todestag 1906 eine Huldigung darbrachte, wobei er die gemeinsame Verachtung der Politik und die Hochachtung der sinnlichen Liebe betonte. Die Gemeinsamkeit mit Heine, durch den er nach eigener Aussage seine kindliche Unschuld verloren habe, markiert zugleich den besonderen Rang Wedekinds an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Stilistisch, vor allem durch die verschiedenen Grade der Ironie, können Wedekinds eingängige Lieder ihre Herkunft aus dem 19. Jahrhundert nicht verleugnen, doch sind sie frecher, direkter; und thematisch erobern sie Neuland, komprimieren sie die Themen der Dramen – die Probleme der Sexualität in



Ferdinand Fillier, Brunnenfigur (1959),
Wedekindplatz

der Pubertät, die Rolle der «femme fatale» Lulu als mehrfaches Objekt der Männerwelt, die Liebe in allen Varianten – zu dramatischen Couplets.

Wedekind entlarvt prüde Moral als Machtmittel einer Gesellschaft, die mit der Sexualität alles freie Leben unterdrückt; die Gründe dafür, vor allem die fehlende eigene Aufklärung und damit Selbstbewusstheit, stellt Wedekind deutlich bereits in seinem Drama *Frühlings Erwachen* heraus, das 1890/91 in München geschrieben wird, 1891 als Buch erscheint – aber erst 1906 in Berlin uraufgeführt werden kann.

Wenn jemand der Emanzipation die Bahn gebrochen hat, dann war es Frank Wedekind mit seinen Stücken und seinen Liedern; Bert Brecht, der in vielem an Wedekind anknüpfte, zählte ihn mit Tolstoi und Strindberg «zu den großen Erziehern des neuen Europa». Doch ist Wedekind auch heute noch aktuell? Sind die Aufführungen seiner «Klassiker» nicht tatsächlich Probleme von gestern in Inszenierungen von heute? Die massiven Behinderungen seinerzeit durch Zensur und Verbote scheinen zudem bis heute zu bewirken, dass sein Werk, wenn überhaupt, so nur in Ausschnitten, als Skandal- und Zensur-Thema wahrgenommen wird. Noch viel weniger war lange Zeit über das Leben dieses exemplarischen Außenseiters seiner Epoche bekannt, dessen Münchener Wohnungen und Schauplätze mit wichtigen Stationen seiner künstlerischen Entwicklung verbunden sind.

Der falsche Student

Geboren wurde Benjamin Franklin Wedekind 1864 in Hannover als zweites von sechs Kindern des Arztes Friedrich Wilhelm Wedekind (1816–1888) und seiner Frau Emilie Kammerer (1840–1916). Der Vater, linksliberaler Kondeputierter (Ersatzmann) im Parlament der Frankfurter Paulskirche, war nach dem Scheitern der ersten deutschen Revolution 1849 nach Amerika ausgewandert. Emilie Kammerer folgte 1856 ihrer Schwester nach Südamerika, wo beide als Sängerinnen von Liedern, Arien und Duetten durch die Hafendörfer tingelten. Nach dem Tod der Schwester musste Emilie die Familie

des Schwagers mit Konzert-, Theater- und schließlich Varieté-Auftritten durchbringen, die sie bis ans Deutsche Theater nach San Francisco führten. Dort lernten sich Friedrich Wedekind und die um fast 25 Jahre jüngere Frau kennen und heirateten 1862. Der Übersiedelung nach Hannover 1864 folgte – auch als Reaktion auf die deutsche Reichsgründung – 1872 der Umzug in die Schweiz, wo Friedrich Wedekind die Lenzburg im Kanton Aargau erwarb. Hier wuchs Franklin Wedekind auf; erst 1891 ließ er seinen zweiten Vornamen offiziell in Frank umändern.

Nach dem Abitur gewährt der Vater seinem Sohn ein Probese-mester Germanistik und französische Literatur in Lausanne, drängt dann aber auf ein solides Jurastudium. Frank und sein Bruder Ar-min, der Medizin studiert, kommen deshalb zum Wintersemester 1884/85 nach München und wohnen zunächst im Rückgebäude der Türkenstraße 30 bei einer freundlichen Wirtin namens Böhringer, der Frau eines herzoglichen Lakais. Die ersten Eindrücke sind über-wältigend: «München ist eine pompöse Stadt, in der ich die ersten drei Tage wie ein Träumender umherirrte und vor lauter Eindruck nicht zum Ausdruck kam. (...) Jetzt hab ich mich schon ein wenig besser hineingefunden, besuche tagtäglich einige Kirchen und meh-rere Paläste, ohne damit zu Ende zu kommen. Die Krone von allem ist aber doch das Theater» (an Frau Jahn, 6.XI.1884). Im ersten Win-ter in München geht Wedekind angeblich 84 Mal ins Theater – eine lebenslange Leidenschaft ist geweckt. Neben dem juristischen Col-leg, zu dem ihn alles andere als Begeisterung hinzieht, belegt er noch Vorlesungen in Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte.

Während sein Bruder vom Sommersemester 1885 an in Zürich weiterstudiert, bleibt Frank in München und zieht in die Schelling-straße 27/III, wo noch drei andere Studenten wohnen. Dem Vater berichtet er, seine Wirtin gefalle ihm «sehr gut. Sie ist Wittwe und besorgt mir sehr pünktlich selber meine Wäsche und die Ausbesse- rung der Kleider.» Wedekind ist viel in der Stadt und der Umge- bung unterwegs, geht in die Museen und in Konzerte, zeichnet selbst und hört weiter juristische und kunstgeschichtliche Vorle- sungen. Seine eigene Muse schläft dabei etwas ein; erst als ihn eine sogenannte «falsche Rose» (Rotlauf) am Bein ins Krankenhaus zwingt, lebt sie wieder auf: Er schreibt Gedichte, beginnt zwei Bal-

laden und vollendet ein (nicht erhaltenes) Trauerspiel sowie zwei Novellen.

Damit gerät er auf seine eigene Spur. Dem Wunsch des Vaters, das Studium in Zürich fortzusetzen, folgt er nicht. Nach einem kurzen Besuch in Lenzburg ist Wedekind Anfang November 1885 wieder in München – unter der gleichen Adresse – und beginnt von nun an seine Eltern über seine Studien zu täuschen. Anstatt, wie er vorgibt, weiter fleißig Jura zu studieren, belegt er nur Vorlesungen über die Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts sowie über Staatswissenschaft und Politik.

Um sich aber keine Blöße zu geben, schreibt der junge Wedekind ausführliche Briefe über alle möglichen Erlebnisse nach Hause. Dieser «Verlegenheit» – Wedekind betrachtet sowohl die Briefe wie seine Tagebuch-Eintragungen in dieser Zeit als Stilübungen – ist ein hochinteressantes Zeitzeugnis anlässlich des Todes König Ludwigs II. zu verdanken. Wedekind ist dabei ein ebenso unabhängiger wie genauer Beobachter der auffälligen polizeilichen Reaktionen in der Stadt gegenüber den vielen Zeitgenossen, die ihrem Zweifel an der offiziellen Todesursache Ausdruck geben: «Die Bestürzung über die Todesnachricht war eine furchtbare, man glaubte nirgends mehr an die Geistesstörung des Königs, man sprach von List, Gewalt und Mord.»

Schon vorher, an Karfreitag 1886, hat er sein erstes erhaltenes Drama, die «Große tragikomische Originalcharakterposse in drei Aufzügen» mit dem Titel *Der Schnellmaler oder Kunst und Mammon* vollendet. Das Stück erscheint 1889 in Zürich und wird erst 1916 in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt. Anlass dafür ist die kurze, durch Selbstmord beendete Künstlerkarriere eines Schulfreunds. Doch das Thema Kunst und Kommerz geht bei Wedekind weit über diesen Anlass hinaus; es wird zu einem Grundthema seiner weiteren künstlerischen Entwicklung.

Bald schon betrifft es ihn selbst hautnah. Zurück in Lenzburg, kann er im Spätherbst 1886 vor den Eltern nicht länger seine wahren Studienabsichten verbergen; es kommt zum Krach mit dem Vater, sogar zu einer Tötlichkeit des Sohns – und Wedekind sieht sich buchstäblich auf einen Schlag ohne weitere Unterstützung. Die Rettung naht in Person des jungen Dichters Karl Henckell (1864–1929), dem

der junge Wedekind nicht nur «die Schätzung aller modernen Bestrebungen», besonders des von Wedekind heftig angegriffenen Naturalismus', sondern auch seine erste bezahlte Stelle als Lohndichter bei der Firma Maggi in Kempththal bei Zürich verdankt. Wedekind arbeitet dort als Chef des Reklame- und Pressebüros von November 1886 bis Juli 1887. Von den lange kaum bekannten Texten aus dieser Zeit verdient ein kleines Gedicht nähere Beachtung, weil es Wedekinds zentrales Thema mit der Suppenwürze verbindet:

«Was dem Einen fehlt, das findet / in dem Andern sich bereit; / Wo sich Mann und Weib verbindet / keimen Glück und Seligkeit. // Alles Wohl beruht auf Paarung / Wie dem Leben Poesie / Fehle Maggi's Suppen-Nahrung / Maggi's Speise-Würze nie!»

Immerhin gelingt es ihm, seiner Arbeit nicht nur prägnante Werbesprüche abzugewinnen, sondern auch einen Aufsatz «Der Witz und seine Sippe», der bei seinem Erscheinen Anfang Mai 1887 in der *Neuen Zürcher Zeitung* zu Recht als kleine Kulturgeschichte des Witzes einiges Aufsehen erregt. Ebenso gewährt ihm die Zeitung Ende Juni Raum für seine wichtigen «Zirkusgedanken». So kann er die neue Einnahmequelle Feuilleton mit zentralen Einsichten verbinden, wie etwa der Elastizität als vorbildlichem Prinzip der Manege oder den zwei Formen des Idealismus, personifiziert im stabilen Gleichgewicht der Trapezkünstlerin und dem labilen Gleichgewicht der Seiltänzerin. Doch diese Arbeiten können Wedekinds materielle Not nicht wenden – im September bittet er daher demütig seinen Vater um Verzeihung und Hilfe, bekommt beides huldvoll gewährt und muss dafür im Sommersemester 1888 das Jurastudium in Zürich wieder aufnehmen. Da stirbt der Vater überraschend am 11. Oktober. Der Sohn erbt reich und kann sein Glück erneut versuchen.

Frühlings Erwachen

Wedekind setzt alles daran, sich als Schriftsteller voranzubringen. Dazu fährt er im Mai 1889 ins damalige Zentrum der deutschen naturalistischen Literatur nach Berlin, kann sich dort jedoch nicht

polizeilich anmelden, weil ihm das Zeugnis über seine amerikanische Staatsbürgerschaft fehlt. So fährt er Anfang Juli weiter nach München, wo er sich offenbar problemlos anmelden kann. Er findet eine Wohnung im Rückgebäude der Adalbertstraße 41/IV bei Frau Erhard. Sein Eindruck ist jetzt, im Vergleich mit der Euphorie des Studenten, kritisch nüchtern. Am 5. Juli vertraut er dem Tagebuch an:

«München erscheint mir auf den ersten Blick das reine Buxtehude. Die Straßen schmutzig und eng. In einem Zigarrengeschäft sehe ich noch die nämliche Auslage stehen, die ich vor 3 Jahren dort gesehen. Ich gehe in den Franziskaner, der mich durch sein schmieriges Äußere und Innere anekelt. Dann auf die Wohnungssuche. (...) Schließlich miete ich mich Adalbertstraße 41,IV ein bei einer alten Frau, die Vorauszahlung wünscht. Nach Auseinandersetzung meiner Verhältnisse sieht sie davon ab.»

Als er am Abend mit seinem Koffer vom Bahnhof durch die Luisenstraße geht, wird er «Paul Heyse ansichtig, der seinen Apollokopf zum Fenster hinausstreckt». Der Dichter Paul Heyse (1830–1914), an den heute in München eine Straße mit einer gesundheitsschädlichen Bahnunterführung erinnert, war einer der führenden Köpfe im Kreis der Dichter und Künstler um König Maximilian II., und mit Emanuel Geibel und Hermann Lingg renommiertes Mitglied im Dichterkreis der «Krokodile»; 1910 bekam er den Nobelpreis für Literatur verliehen und wurde in den Adelsstand erhoben. Sein Haus in der Luisenstraße 49 stand in der Nachbarschaft der Villa seines Freundes, des Malers Franz von Lenbach (1836–1904). Für einen Augenblick treffen sich also mit Wedekind und Heyse alte und neue Zeiten an passant.

Wedekind vergleicht weiter: «Das renovierte Hofbräuhaus ist zwar nicht mehr der klassische Schweinestall von früher, aber doch noch sehr gemütlich» (Tagebuch, 13.VIII.1889); der Vorteil von München gegenüber Berlin liegt wie eh und je in der Lage: «Unvergleichlich reinere Luft und eine herrliche Umgebung» (an die Mutter, 10.VII.1889). So kann Wedekind hier auch, wie er schreibt, viel besser arbeiten.



Akademiestraße 21 und 23 (um 1900)

Dennoch ist er nach zwei Wochen mit seiner Wirtin nicht mehr zufrieden und zieht am 18. Juli kurzerhand in die Akademiestraße 21/III zu Frau Anna Mühlberger (1838–1902), einer Schneiderin und Tierfreundin. Hier findet Wedekind «eine Bude nebst Alkoven mit freier Aussicht auf einen sehr großen Platz und darüber hinaus auf die ganze Umgegend, zur Rechten die prachtvolle Front des Akademiegebäudes, für 15 Mark. Dabei ist nur der eine Uebelstand, daß meine Wirthin mit einer kleinen Menagerie, zwei Katzen und zwei Hunde, zusammenwohnt, die ihren sämtlichen Lebensbedingungen in der Wohnung selber gerecht werden, woraus dann manchmal ein geradezu infernalischer Gestank resultirt. Somit werd ich auf den Winter, wenn ich noch hier bin, wahrscheinlich wieder umziehen» (an Armin Wedekind, 13.VIII.1889). Doch Wedekind bleibt – trotz wiederholter Zankereien wegen des Tiergestanks – mehr als zwei Jahre lang; und noch später, als Frau Mühlberger in die Türkenstraße 69 verzieht, mietet er sich wieder bei ihr ein. Das hat, wie zu zeigen ist, seine Gründe.

Amüsant und aufschlussreich porträtiert Wedekind seine Zimmerwirtin in *Bella. Eine Hundegeschichte*, die 1920 im achten Band der Gesammelten Werke aus dem Nachlass veröffentlicht wurde. Da der Anlass für die Geschichte mit einem Tagebucheintrag vom 6. September 1889 übereinstimmt, muss im Folgenden nur Adalbertstraße in Akademiestraße verbessert werden: «In ihrer Jugendzeit war sie einmal Schneiderin in der Garderobeverwaltung Ihrer Majestät der Königin von Hannover gewesen. Ihre Zimmer vermietete sie in der Adalbertstraße. Die Wohnung lag parterre, und uns gegenüber, nur durch den Treppenflur geschieden, hauste eine vornehme Jugendschriftstellerin, eine Fräulein von Sanden, die ebenfalls einen Zimmerherrn bei sich beherbergte, aber nur einen einzigen, den man selten zu Gesicht bekam.»

Von ihrer weißen Spitzhündin Bella begleitet, schaut sich Frau Mühlberger eine pompöse Hochzeit in der Ludwigskirche an. Auf dem Weg macht sich ein weißer Pinscher – er bekommt den Namen Flocki – an Bella heran, die ihm auch erst kokett Avancen macht, ihn zu Hause aber gnadenlos verbellt und beißt. Tapfer und standhaft verbringt Flocki von nun an Tag und Nacht vor Bellas Tür. Und wird belohnt: «Unsere Wirtin war kein so empfindungsarmes und verständnisloses Geschöpf, wie es alte Jungfern sonst zu sein pflegen; dazu hatte sie schon zu viele Zimmerherren und hatten ihre Zimmerherren schon zu viele Verhältnisse gehabt.» Frau Mühlberger lässt Flocki in die Wohnung, nimmt ihn vor der beißenden Bella in Schutz und, laut Tagebuch, «treibt die Menschlichkeit so weit, daß sie Bella den Kopf festhält», damit Flocki ans Ziel seiner Wünsche gelangen kann – «aber Flocki war kein Gianettino Doria, er war kein Tier, wie es unter Menschen schon so viele gegeben hat; weit davon entfernt, sich die Sachlage zunutze zu machen, wich er scheu zurück und sah bald mich, bald meine Wirtin mit Blicken voll unendlicher Schwermut an.» Dann nimmt er Bella, der Frau Mühlberger ein paar Klapse versetzt, bellend in Schutz.

Bei solch einer Wirtin nimmt Wedekind einiges in Kauf. Im Winter plagen ihn dann auch statt stinkender Tiere mehr seine kalten Füße, die ihm am 12. Oktober 1889 ein Sockengedicht in Briefform an seine Mutter abfordern:

«Liebe Mama! // Womit soll ich meine Socken / Aus des Schlosses
Mauern locken? / Soll ich laute Klagen führen, / Daß mich meine
Füße frieren? / Hat denn [Schwester] Mieze meinen Brief / Letzte
Woche nicht bekommen, / Drin ich schmerzlich und beklommen /
Nach den wollnen Socken rief? // Jammer Jammer ohne Ende, /
Wenn wir frieren an die Hände, / Weil wir mit dem besten Willen /
Nicht den Trieb zur Arbeit stillen! / Aber namenlose Pein, / Wenn
vereisen unsre Wadel; / Menschenliebe, Seelenadel, / Alles friert mit
ihnen ein. / Hiemit send' ich tausend Grüße. / Denkt in Liebe mei-
ner Füße, / So wie liebevoll auch ich / Euer denke ewiglich / Frank-
lin, Akademiestraße 21/III.»

Wedekind ist wieder viel unterwegs, in den Museen, mehr noch in den Cafés – das Café Luitpold (Briennerstraße 8) wird ihm ein zweites Zuhause –, erlebt die Abenteuer des einsamen Streuners, besucht die Tingeltangel, hat immer das Notizbuch dabei – und arbeitet vor allem nachts zielstrebig an zwei größeren Dramen: an *Kinder und Narren* (später *Die junge Welt*) (1891, UA München 1908), einem Stück zur Frauenemanzipation, zugleich eine scharfe Satire auf den Naturalismus, und vor allem von Herbst 1890 bis Ostern 1891 an *Frühlings Erwachen* (1891, UA 1906). In dieser ersten «Kindertragödie» der deutschen Literatur entspricht, nach Wedekinds eigener Aussage, «jede Szene (...) einem wirklichen Vorgang». Das Stück spiegelt die tragischen Folgen unaufgeklärter Triebnöte der Jugendlichen gegenüber abgestumpften Erwachsenen, gewinnt aber, laut Wedekind, seine eigentliche Dimension erst, wenn der Humor ins Spiel kommt: «Ich glaube, daß das Stück um so ergreifender wirkt, je harmloser, je sonniger, je lachender es gespielt wird» (an Fritz Basil, 3.I.1907).

Während der Arbeit an *Frühlings Erwachen* träumt Wedekind oft von seinem Vater, hat Angst vor ihm, versucht sich zu rechtfertigen. Zwischen Anfällen von Melancholie, ja Depression vertieft er seine Bekanntschaft mit dem führenden Naturalisten Michael Georg Conrad (1846–1927) und tritt 1891 in die von Conrad mitgegründete «Gesellschaft für modernes Leben» ein, die als Beginn der Münchner Moderne angesehen werden kann. Er ist mit den Schriftstellern Otto Julius Bierbaum (1865–1910), und Oskar Panizza

(1853–1921) zusammen und lernt den künstlerischen Tausendsassa Rudinoff (alias Willy Morgenstern, 1866–?) sowie den Musiker Hans Richard Weinhöppel (1867–1928) kennen, die zu engen und langjährigen Freunden werden. Wenn man animiert aus dem Café Luitpold oder der Trinkhalle Dichtelei (Türkenstraße 81) nach Hause geht und dort weiterfeiert, kann es schon einmal zu einer – von den Nachbarn lancierten – Beschwerde von Frau Mühlberger kommen, die ihrem Mieter am 14. August 1891 einen Brief auf den Tisch legt mit einer originellen Aufstellung dreier Möglichkeiten: entweder Ruhe oder Auszug des Mieters oder – Auszug der Vermieterin!